



Der Mond.

(Schluß)

Eine Bergarbeiter-Novelle von Luigi Pirandello.

Zettfam! Vor der schmutzigen Düsternis der tiefen Schächte, wo hinter jeder Biegung der Tod lauerte, fürchtete sich Vianla nicht. Auch vor den gewaltigen Schatten, die manchmal vor der Laterne aufsprangen, wenn er den Stollen entlang ging, und vor dem plötzlichen Anfließen eines rötlichen Widerscheinens auf einer Lache oder einem Tümpel schwebigen Wassers hatte er keine Angst. Er wußte immer, wo er war. Wenn er Halt suchte, faßte seine Hand das Herz des Berges; man hatte eine blinde Sicherheit wie im Mutterleib.

Aber er fürchtete sich im leeren Dunkel der Nacht. Am Tage kannte er das Dunkel, das nur hin und wieder von einem aufzitternden Licht unterbrochen, das da unten herrschte, unterhalb des Trichters, wo er so oft heraufkam und das Sträßen einer halb erwürgten Straße ausstieß. Aber das Dunkel der Nacht kannte er nicht.

Jeden Abend kehrte er nach beendigtem Tagewerk mit Onkel Scarda in die Ortschaft zurück, und wenn er kaum die letzten Bissen seines Nudelsgerichts geschluckt hatte, warf er sich wie ein Hund auf den am Boden liegenden Strohsack. Die Jungen, die sieben Waisen, die Onkel seines Herrn, traten ihn, um ihn wachzuhalten und über seine Lorbeeren zu lachen: Vergeben! Er sank sofort in einen bleiernen Schlaf, aus dem ihn bei Morgenröten stets ein bekannter Fuß aufrüttelte.

Die Angst, die er vor dem Dunkel der Nacht hatte, rührte von damals her, als dem Sohn von Onkel Scarda, seinem derzeitigen Herrn, bei der Explosion der Mine Bauch und Brust aufgerissen und Onkel Scarda selbst ein Auge geraubt worden war.

Im den verschiedenen Schmelzlagern hatte man gerade die Geräte ablegen wollen, weil es Abend wurde, da hatte man das gewaltige Getöse der Explosion vernommen. Alle Felsenarbeiter und -schiffen waren an die Stelle des Unglücks gestürzt; nur er, Vianla, war eusehlt weggelaufen, um in einem ihm allein bekannten Versteck unterzuschlafen.

Bei dem wilden Davonrennen war das Tonlämpchen am Gestein zerbrochen, und als er nach einer unbewegbaren Zeit aus seinem Schlafwinkel in die Stille der verlassen und finsternen Schächte zurückgekehrt war, hatte er tastend den Stollen finden müssen, der zur Treppe führte. Aber auch da-

bei hatte er sich nicht gefürchtet. Die Angst hatte ihn erst gepackt, als er aus dem Trichter in die schwarze, leere Nacht gekommen war.

Er hatte zu zittern begonnen, weil er sich verloren fühlte, und bei jedem leisen, kaum spürbarem Hauch hatte ihn ein Schreden überfallen. Wie geheimnisvoll war die Stille gewesen, die das unendliche Leere erfüllte, und wo ein Flimmern ungezählter, dichtgedrängter, ganz kleiner Gestirne nicht ausreichte, um Licht zu verbreiten.

Daß Finsternis war, wo Licht sein mußte, daß die vereinsamten Dinge fremd und fast unkenntlich dreinschauten, obgleich niemand sie sah, das hatte Vianlas arme Seele in solche Verwirrung gebracht, daß er wie ein Wahnsinniger davongelaufen war, als sei ihm jemand auf den Fersen.

Während er nun jetzt mit Onkel Scarda in den Stollen zurückkehrte, wartete, bis seine Bürde fertig war, fühlte er, wie allmählich die Angst vor dem Dunkel zunahm, das er finden würde, wenn er das Bergwerk verließ. Und mehr für dieses Dunkel da draußen als für das in den Schächten und auf der Treppe brachte er sein Tonlämpchen sorgfältig in Ordnung.

Aus der Ferne kam das Pfeifen und Schnauben der Pumpe, die niemals rastete, nicht Tag noch Nacht. Und in den Takt dieses Pfeifens und Schnaubens mischte sich das dumpfe Brummen Onkel Scardas, als wollte der Alte sich durch die Kraft der ferneren Maschine beim Heben der Arme helfen lassen. Endlich war die Menge geschafft, und Onkel Scarda half Vianla, sie zu verpacken und in den hinter dem Nacken hängenden Sack zu laden.

Je mehr Onkel Scarda oben lud, desto schwächer fühlte Vianla unten seine Beine werden. Eines begann plötzlich krampfartig und so stark zu zittern, daß er fürchtete, dabei die Last nicht regieren zu können, und rief: „Genug, genug!“

„Ach was genug, dummes Vieh!“ erwiderte Onkel Scarda. Und er schüttelte weiter ein.

Einen Augenblick wurde Vianlas Angst vor der nächtlichen Finsternis durch die schreckhafte Vorstellung überwunden, er werde sich, so beladen und bei der Müdigkeit, die er empfand, am Ende gar nicht bis nach oben

schleppen können. Er hatte den ganzen Tag ohne Erbarmen gearbeitet. Noch wie hatte Vianla daran gedacht, daß man mit seinem Körper Erbarmen haben könne, und er dachte auch jetzt nicht daran; aber er fühlte, daß er einfach nicht mehr konnte.

Er stellte sich unter die gewaltige Bürde, die zudem noch einen Zwang zum Gleichgewicht forderte. So, jetzt, so konnte er sich bewegen, wenigstens solange es im Ebenen ging. Wie sollte er die Last aber tragen, wenn die Steigung begänne?

Als sie wirklich anfing, wurde Vianla zum Glück wieder von der Angst vor der nächtlichen Finsternis befallen, in der er sich gleich befinden würde.

Als er abends durch den Stollen gegangen war, hatte er nicht das gewohnte Sträßen der Straße ausgestoßen, sondern nur ein rauhes, langgezogenes Seufzen. Jetzt, auf der Treppe, hörte auch dieses Seufzen auf. Die Furcht vor der schwarzen Stille, die er in der unsagbaren Leere da draußen finden würde, hatte es zum Schweigen gebracht.

Die Treppe war so steil, daß Vianla mit seinem vorgestrecktem und unter der Last gequetschten Kopf, bevor er an die letzte Biegung kam, wie sehr er auch die Augen anstrengte, um aufwärts zu blicken, die Öffnung nicht sehen konnte, die in der Höhe gähnte. Obgleich er gebückt ging, berührte er mit der Stirn fast die Stufen, die über ihm waren, und deren feuchter Glanz das schwache, rötliche Licht des flackernden Lampchens spiegelte. So stieg er höher und höher, die nahe Erlösung jedoch nicht begrüßend, sondern sogar fürchtend. Und noch sah er den Ausgang nicht, der sich da oben wie ein helles Auge in holder, silberner Klarheit auftrat.

Er gewahrte ihn erst, als er auf den obersten Stufen war. Obwohl es ihn seltsam dünkte, meinte er anfangs, es sei das letzte Schimmern des Tages. Allein die Helligkeit nahm zu, nahm immer mehr zu, als sei die Sonne, die er doch hatte untergehen sehen, wieder zum Vorschein gekommen.

War das möglich?

Als er kaum das Freie gewonnen hatte, blieb er betroffen stehen. Die Last fiel ihm von den Schultern. Er hob die Hände ein wenig und hielt die schwarzen Hände in das silberne Licht.

Groß und ruhig, wie in einem kühlen, leuchtenden Meere von Stille stand vor ihm der Mond.

Ja, er wußte, er wußte wohl, was das war, aber so, wie man vieles weiß, dem man niemals Wirklichkeit beigelegt hat. Und was konnte es für Liaula bedeuten, daß der Mond am Himmel war?

Jetzt, jetzt erst, wo er bei Nacht so aus

dem Schoß der Erde hervorgefrochen kam, entdeckte er ihn.

Berzückt ließ er sich vorn am Ausgang auf seine Bürde nieder. Ja, da war er, da war er, der Mond!

Es war der Mond, der Mond!

Und ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, begann Liaula über den großen Trost

und die große Wonne zu weinen, die er verspürte, weil er den Mond dort oben entdeckt hatte, wie er mit seinem breiten Lichtschein am Himmel emporstieg, ohne von den Bergen, Ebenen und Fätern zu wissen, die er erleuchtete, ohne von ihm zu wissen, dem er doch alle Furcht genommen hatte, und der sich in einer Nacht nicht mehr müde fühlte, die ganz angefüllt war mit seinem Staunen.

Ich will . . .

Ich will nicht die stete Verheißung vom Himmel, Vom Jenseits mit seinem gerechten Lohn Für jene Dulder im Menschengewimmel, Die demütvoll tragen irdische Fron!

Ich will nicht das kurze Begreifen vom Leben — Das Seindaristehen und leere Beichann; Ich will mit lieben und gern vergeben, Will arbeitend kämpfen und kämpfend dahn.

In Wonne erschauern — in Leid versinken — In durstigen Jügen das Leben trinken — Vor geistiger Größe fromm erbeben — So will ich das freie Menschenleben!

Emil Heinz Warlik, Falkenstein.

Die Abenteuer des braven Jaroslav Hasel.

Von Prokop Herben.

Im vorletzten Dezemberheft der Weltbühne teilt Camill Hoffmann in deutscher Uebersetzung persönliche Erinnerungen von Dr. Prokop Herben an das seltsame und nicht gerade vordbildliche Leben mit, das der Dichter des braven Soldaten Schwejst auf der tschechischen Erde geführt hat. Wir geben im folgenden die schönsten Stücke daraus wieder.

Er war ein Landstreicher und, wie seine Kameraden sagten, der „letzte Prager Bohemien“. Nichts vermochte ihn zu halten, und nirgendwo hielt er aus. Seine Künstlersehnsucht realisierte er eher im Leben als in der Literatur. Auch den „braven Soldaten Schwejst“ schrieb er eigentlich nicht selbst, wenigstens nicht ganz. Er erzählte ihn bei Bier und Wein, improvierte die Geschichten vom Schwejst, und die Kameraden schrieben sie auf. Er selbst notierte Fragmente, auf Papierervienten. Zusammenhängend etwas niederschreiben, war er weder fähig, wenn er unvermeidlich Geld brauchte. Vorschuß, Vorschuß, Vorschuß! Das war der Reiz seines Lebens. Ich glaube, er hätte dreihundert Jahre am Leben bleiben müssen, um all seine Vorschüsse abzubauen.

Ueber alles gern als Hasel Erbsenpüttee. Eines Tages verließ er seine damalige Wohnung in der Vorstadt Rositz, wo er mit seiner großen Mutter lebte. „Also, heute gibt es Erbsenpüttee zu Mittag, nicht wahr, Mütterchen? Bestimmt! Ich komme bald!“

Jegendwo auf der Straße begegnete er irgendeinem alten Bekannten, der ihn innerhalb zehn Minuten für Montenegro entflammte. Eine Stunde darauf reiste Hasel nach dem Balkan ab, um in slavischer Begeisterung den Montenegroern gegen die Türken zu helfen.

Die Mutter beweinte zwei Jahre lang ihren Sohn. Er war spurlos verschwunden.

Eines Mittags öffnet sich die Tür zu der kleinen Wohnung in Rositz, und Hasel ist wieder da! Seine ersten Worte sind?

„Also, Mütterchen, wo ist das Erbsenpüttee?“

Im Schaufenster der „Narodni Politika“, wo die Prager vor dem Kriege manche Sensation zu sehen bekamen, gab es diesmal etwas mit tendenziösem Beigeschmack. Eine Wurst in einer Streichholzschachtel. Eine so kleine Wurst um ganze 5 Kreuzer, daß sie sich hätte in eine Streichholzschachtel einschließen lassen. War das nicht ein Skandal? Oh, diese Seltsamer! Die Schar der Prager Dreißigkronen, Milchfrauen und Marktweiber, die herumstanden, regte sich auf. Da kam Hasel mit einem befreundeten Literaten vorüber. Neben dem behenden, kleinen Hasel war sein Freund riesenhaft und massiv. Sie hatten soeben eine Sitzung beendet, die am Abend vorher angefangen hatte.

Beide gauten neugierig und drängten sich durch die Menschenmenge zum Schaufenster mit der Wurst. Hasel begann sofort:

„Meine lieben Leute, das ist wirklich schon eine unerhörte Schamlosigkeit! Eine Wurst in einer Streichholzschachtel! Wau! Ihr, daß wir uns das nur so gefallen lassen? Wir werden da selbst Ordnung schaffen! Verprügeln muß man sie, die dreiste Bande!“

Die Menschenmenge nickt und fängt Feuer. Hasel setzt seine Brandrede fort:

„Ja, das muß auf der Stelle erledigt werden. Ich geh sofort hin. Was glaubst du?“ wendet er sich an den Freund.

„Ich geh sofort hin und will es den Kerlen sagen. So eine Unverschämtheit! So den ersten und schwürdigen Stand der Seltsamer lächerlich machen! Ich will dem Redakteur meine Meinung sagen und mich deiner annehmen!“ — Die Menge beginnt zu bräumen und beide mit haßvollen Blicken zu messen. Hasel fügt hinzu:

„Bist ihr, mein Freund hier ist nämlich Seltsamer!“

Hasel verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen, und die gewaltige Schlächtergestalt des Literaten trug nicht geringe Prügel davon.

Hasel gründete auch eine politische Partei. Leider ist nur wenig dokumentarisches Material darüber erhalten geblieben. Es war die „Partei des mäßigen Fortschritts“ in den Grenzen des Gesetzes. Sie stellte sich also offen auf den Boden des damaligen österreichischen Staates und der herrschenden Gesellschaftsordnung. Der erste Artikel des Parteiprogramms lautete:

„Wir glauben zwar daran, daß sich die Erde dreht, aber sie tut es nicht mit so schwindiger Geschwindigkeit, wie die Gelehrten es zu beweisen trachten.“ Die olympische Weltanschauung dieser Partei gipfelte darin: „Nur keine Eile, wir wollen noch ein bißchen sitzen bleiben . . .“ Mit diesem Programm kandidierte Hasel für die Wahlen des Jahres 1911 in politischen Versammlungen, die er in das Wirtshaus „Zu den sechs Schenkeln“ in Smichow einberief. (Das Wirtshaus wurde von seinen Parteigängern so genannt, weil der Wirt drei Töchter hatte.) Knapp vor den Wahlen brachte Hasel folgendes denkwürdige Plakat an:

„Jeder Wähler erhält als besondere Belohnung ein Tscheken-Aquarium . . .“

Es dauerte ziemlich lange, bevor die ehrenwerten Bürger von Smichow merkten, daß der

Kandidat seine Spässe mit ihnen trieb. Für Hasel waren seine politischen Reden eine gute Gelegenheit, zu zeigen, was er konnte.

Die „Partei des mäßigen Fortschritts“ in den Grenzen des Gesetzes“ betätigte sich auch kulturell und unterhielt in den „Sechs Schenkeln“ ein „Theater der Zeitgenossen“. Ein Stück, das da aufgeführt wurde, hieß „Der Garten von Gethsemane“, eine unklare und sonderbare Historie, in der nicht nur Maria von Magdala, sondern auch der nachmalige Unterrichtsminister Professor Ortina auftrat. Er versuchte, die Sünderin zu einem sittlichen Lebenswandel zu bekehren, indem er ihr Kapitel aus seiner „Ideellen Entwicklung der europäischen Menschheit“ vorlas . . .

Gelehrte Leute pflegten Hasel einen typischen Quartalkhäuser zu nennen. Gewöhnlichere Menschen sagten zu ihm: „Hasel, du bist ein unverbesserlicher Trunkenbold!“ Nur seine Frau teilte diese Meinung nicht. Sie nahm ihn in Schutz.

„Ich weiß nicht,“ erzählte sie, „was das mit dem Hasel ist: er trinkt gar nicht und ist am Ende betrunken. Die Welt tut ihm unrecht. Da waren wir unlängst in Bodol im Wirtshaus, er sah den ganzen Abend bei mir, rührte keinen Alkohol an; mit diesen meinen eigenen Augen habe ich gesehen, daß er nichts als Sodawasser getrunken hat — und auf dem Heimwege mußte ich ihn führen, so betrunken war er!“

Ein Augenzeuge widerlegt die Stärke des Bodoler Sodawassers. Bei Tisch, so berichtet er, trank Hasel allerdings nur Sodawasser. Aber im Laufe des Abends ging er einige Male hinaus. Wie die alten Fuhrleute sagten, „um nach den Pferden zu sehen“. So oft er dabei am Ausschank vorüberkam, trank er ein Bier, eins auf dem Hinweg, ein zweites auf dem Rückweg. Und so kam es, daß er schließlich nicht allein nach Hause gehen konnte. Seine Frau war aber überzeugt davon, daß er auch darin ein verkannter Dichter war.

Die Revolte bei Klapmann & Co.

Von Bene Voigt.

Das Kontorpersonal bei Klapmann u. Co. hatte infolge einer ausgebrochenen Husten- und Schnupfenepidemie den großen Entschluß gefaßt, nicht mehr in der ungeheueren Hölle zu arbeiten, sondern ab morgen in den Kältestreit zu treten. Mit feierlichem Handschlag trennten sich die fünf Deutschen an der Straßenecke, und in jedem hallte noch der Schwur nach: Morgen nichts tun!

Früh 8 Uhr fanden sich denn auch alle fünf, in Mäntel und Schals gehüllt, zur paffiven Resistenz ein und schimpften erneut über die Rücksichtslosigkeit des Prinzipals. „Und das lassen wir uns eben nicht länger gefallen“, entschied Kontenführer Doppelpunkt und suchte die Lust mit seinen Pulswärmern durch die Luft. „Natürlich,“ pflichtete Expedient Wuchtig bei, „wer heute nur einen einzigen Buchstaben schreibt, ist'n einder Feigling!“

Der Lehrling mit Realschulbildung benicste dies, während die Stenotypistin und das Laufmädchen von einem florbestrumpten Bein auf andere hüpfen und Hustendombons lutschten.

Bis 8 1/2 Uhr blieb die Unterhaltung, Thema
Unternehmerfreudigkeit, flott im Gange. Dann
trat eine kleine Verlegenheitspause ein, die
Kontenführer Doppelpunkt dazu benutzte, einige
Zahlenreihen in den Auszügen der letzten Tage
nachzuaddieren.

Fünf Minuten vor 9 Uhr fiel Herr Wüchtig
eine Differenz vom vorhergehenden Tage ein,
und er begann in den Bestellzetteln zu wühlen.
Gleichzeitig fühlte die Stenotypistin einen un-
widerstehlichen Drang zum Reinigen ihrer
Maschine.

Und als Punkt 9 Uhr das energische Auf-
reißen der Korridorür das Herannahen des
Chefs kündete, schwang sich auch der Lehrling

mit Realschulbildung auf den Drehsessel und
sekte sich himmelwärts.

Nur das sechzehnjährige Laufmädchen, deren
Eltern auf die Arbeiterpresse abonniert waren,
suchte die verchränkten Arme tiefer in den
Vollschal und hustete laut und lange.

Der Prinzipal trat ein, sah nach dem
Thermometer und meinte jovial: „Nun, Leuten,
ich glaube, wir könnten bald ans Heizen denken!“

Und siehe, da erhob sich Kontenführer
Doppelpunkt vom Stuhl, machte sein devotestes
Angestelltenbuckeln und sprach also: „Sehr
liebendwürdig, Herr Kaptsmann — sehr liebend-
würdig — aber dreimaliges Niesen unterbrach
seine Rede), aber ich denke, ein Weilschen halten
wir's schon noch aus.“

Ali Chalabi, der Fellah.

Eine Geschichte aus dem heutigen Aegypten von Gerhart Wohl.

Noch ganz dunkel ist das Land, dabei warm
und ruhig. In der Ferne zeigt nur ein Schim-
mer von Ocker-Farbe, daß bald die Sonne auf-
gehen wird, die die olivgrüne Nilebene mit Hitze
quält. Noch ist die vierte Morgenstunde nicht
erreicht, noch schläft die ägyptische Ebene. Da
reißt sich einer, der vor der Lehmhütte unter
Akazien lag — in armseligen Lumpen gerollt:
Ali Chalabi, der Fellah.

Wie seine Brüder, die Fellahs, die 80 Pro-
zent von Aegyptens Volk ausmachen, ist er ein
einfacher „Pflüger“, ein Bauersmann, oder —
wie die Russen sagen — ein Muschik. Er träumt
viel und weiß wenig. Die Herren haben dafür
gejorgt, daß Ali Chalabi die — Quelle des
Wissens verschlossen blieb. Wer aber sind die
sagenhaften Herren, die in den großen Städten
Alexandria und Kairo Feenpaläste bewohnen,
die eiserne Wege über das Land legen, über die
jetzt ihre dampfenden Ungetüme jagen, die den
Ali mit Niesenschiffen pflügen, seinen Lauf durch
gewaltige Steindäunen beherrschen, denen alles
gehört vom Nil-Delta bis weit über Assuan
hinaus? Ali ist sich nicht klar darüber. Nur
manchmal, wenn er ein wenig im Schatten der
Akazie vor seiner Hütte ruht und den Mittags-
expreszug vorbeijagen sieht, hinter dessen Fen-
stern weiße Menschen mit weißen Anzügen und
weißen Helmen sitzen, dämmert ihm, daß die
Macht der Weißen auf einem Unrecht beruhen
muß. Wie soll er, Ali, der Fellah, der das Erier-
und Kame-Gespann zwölf Stunden lang in
sengender Gut über die Felder treibt, er den
Mais zu jäten und den Schlamm zu treten
versteht, wie soll er das Unrecht verstehen. Der
Koran-Lehrer hat ihm gesagt, daß Allah alles
zum Guten wende. Also vertraut er auf ihn —
wie ein noch nie enttäuschtes Kind auf die Güte
seiner Eltern.

Ali Chalabi ist jetzt 22 Jahre und hat noch
keine Frau. Bis jetzt hat er in des Vaters
Hütte, dem Lehmklumpen mit Durraastroh-Dach,
gehaust, und da diese zu eng wurde für neun
Menschen, ist er jetzt auf der Suche nach einer
Gefährtin. Während Ali seinen nackten Körper
streckt, der von der Nachtruhe auf harter Erde
erschlagen ist, beginnt er zu denken, ganz lang-
sam, aber zähe und Schritt für Schritt. „Ich
werde sie holen, die Senia, und wir werden eine
Hütte bauen. Die gesuchte Akerde muß in brei-
ten Klumpen abgestochen, zusammengeschiebt
und an die äußerste Hütte des Dorfes angelehnt
werden. Aber woher Durraastroh nehmen? Ali
streckt seinen sehnigen Körper, dessen Kupfer-
braun der erste Sonnenstrahl trifft.

„Woher Durraastroh nehmen? Wie werden
Hochzeit machen... Ach, Hochzeit... sie
werden uns alle etwas schenken, ein paar
Matten, zwei oder drei irdene Krüge, ein Schaf-

Fell, einige Holzschüsseln, vielleicht noch einen
Hanshahn... ob auch einen Kupferkessel?“ Ali
wagt es nicht zu hoffen. Während er langsam
den Schurz zurechtrückt, tröstet ihn der Gedanke:
„Durraastroh für die Hütte werden wir bekom-
men, mehr als für fünf Hütten nötig ist.“

Und dann lieberlegt er, was er seiner Frau
schenken wird. Einen schwarzen Wollmantel, wie
ihn der Ortsvorsteher trägt, der viele Pfaster
jeden Monat aus Kairo bekommt — wofür weiß
Ali nicht — nein, daran ist gar nicht zu denken.
Aber zu kanns und abase (Hemd und Ufertwurf)
muß es reichen. „Muß!“ sagt er siegesgewiß,
denn es ist noch früher Morgen und er noch aus-
geruht. Dann aber tanzen die Gespenster des
Zweifel's vor seinen Augen. Er weiß, wie sauer
ein armer Fellah den Pfaster verdient und wie
wenig ein Pfaster bezahlt. Er wirft den Kopf
hoch, reißt die Augen auf und schneizt trotz
die Zunge. Trohig ruft er: „Marlub, Schuhe,
rote, spitze Latschenstühle, die will er ihr bestimmt
kaufen.“

Allmählich kommt Leben in die öde Sted-
lung, deren schmitige Leere trostlos in der Früh-
sonne lag. Männer und Weiber rollen sich aus
Lumpen und Decken, in die sie vergraben lagen.
Als Vater hockt schon vor der Hütte und tunkt
mit dem grünen Sorghum-Brot geronnene
Zwiebelsauce, die Reste der karglichen Abendmahl-
zeit aus. Der Nachbar, dem die Pflugbar vor
vielen Jahren die Fußhehle zerschritt, so daß er
heute noch hinkt, setzt sich wortlos zu Alis Vater.
Er laut rohe Lattich- und Rettig-Blätter. Ein
junges Mädchen von schlanker, ebenmäßiger
Schönheit, den schweren Wasserkrug geschickt auf
die linke Schulter gestellt, schreitet vorbei und
lächelt den Alten zu. Ali, der jetzt an einer
Akazie lehnt, und der bald ihr Mann sein wird,
sieht sie nicht an.

Ein Paar Weiber gleiten lautlos mit nackten
Füßen über den gedörrten Lehmbofen der Dorf-
straße, der spiegelglatt abgeschliffen ist wie ein
Porzellanfaal eines Zaren- oder Kapitalisten-
Palais. Kinder waten im molligen Schlamm
eines Bewässerungsgrabens. Auf einmal kommt
Leben in alle. Ein elektrischer Strom scheint sie
zu durchzuden. Man rennt und ruft. Der Herr
Ortsvorsteher kommt, im weiten, schwarzen
Wollmantel (bei 30 Grad Hitze, die selbst die
Morgenstunden zeigen!), den roten Tarbusch auf
dem Kopfe und in der Hand einen langen, dicken
Stab aus Eschenholz, den Rabut: jeder soll
eine selbstbenutzte Antisepion.

Auch Ali ist auf und davon. Er hat den
Büffel vor das Schöpfrad gespannt und den
Treibjungen gesucht. Jetzt wird das Tier zwölf
lange Stunden laufen im gleichen, eintönigen
Kreife und das kostbare Nilwasser in die Niesel-
gräben schöpfen. Schon hat Ali sein ungleiches

Gespann, Kameel und Büffel, vor dem hölzernen
Pflug mit leichtem Eisenbeschlag gespannt und
fährt die endlosen Furchen entlang. Als er weit
ab vom Dorfe ist, beginnt er durch die Zähne zu
pfeifen und die Zunge zu schnalzen. Denn er
denkt wieder an die Zukunft, ganz langsam, aber
zähe und Schritt für Schritt. Ali weiß wenig
aber er hat ein kluges Gehirn. Als die Sonne
40 Grad Hitze über die mittägliche ägyptische
Erde brennt, ist Ali erschöpft — von Hoffnungs-
losigkeit, in die ihn das Denken trieb. Denn er
hat erkannt, daß sein Leben, wie das seiner
Väter und seiner Brüder, ein Schöpfen in ein
bodenloses Faß ist. Pflügen und Jäten, Jäten
und Pflanzen, Bewässern und Schlammtreten,
täglich zwölf, dreizehn, vierzehn Stunden und
noch nicht die Gewißheit haben, daß am Abend
Weiß und Kinder genug Sorghum-Brot, Sau-
bohnen, Zwiebelsauce, Büffelkäse oder Lattich-
Blätter haben. „Und doch ist unsere Erde so
reich... reicher als alle Länder, hat ein weißer
Engländer-Herr gesagt... drei üppige Ernten
in jedem Jahr... viel Kaud (Weizen), viel
Durra (Mais), Saubohnen, Erbsen, Sorghum,
Klee, Mohn, Zuckerrohr... viele, viele Kint
(Baumwolle)... und wo bleiben die hunderte,
tausende Pfaster, die die Weißen in Kairo zahlen,
wo?“ Ali wirft sich unter eine Akazie und weint.
Denn weiter kann er nicht denken. Er sieht sich
als stumpfen, alten Mann mit wirren Haaren,
schlaffen Muskeln und großen Falten-Rissen im
Gesicht vor der Hütte hocken, verbittert und ver-
braucht.

Ali weint... vor Hoffnungslosigkeit. Denn
er kann nicht weiterdenken... dank der weißen
Herren, die er heimlich verehrt, dank des Koran-
Lehrers, den die weißen Herren schickten, damit
Ali viel Religion und wenig Weltgeschichte,
weder schreiben noch lesen lerne, dank dieser
unseligsten Religion der Erde, die den Menschen
willenlos macht.

Aber gemach, Ali Chalabi, schon kämpfen in
Kairo und Alexandrien und an vielen anderen
Plätzen deines weiten Vaterlandes Männer wie
du — für dich und deine Kinder. Schon ist der
weltliche Schulzwang durchgesetzt — gegen die
feinen, weißen Herren. Dein Sohn wird lernen,
zu Ende zu denken. Er wird nicht mehr hilflos
unter einer Akazie weinen. Er wird eine Zeitung
lesen können und nach Kairo fahren. So wird
er die Niesenpaläste sehen, um die die weißen
Herren euch betrogen. Er wird sie zusammen-
schließen, alle Fellahs vom Nildelta bis hinauf
an die Grenze des Sudan, und die Zwingsburgen
niederreißen. Dann und erst dann wird ihm und
den Seinen ein Leben in Frieden und Freude
gegeben sein.

Der zufriedene Mensch.

Von E. Turgenjew.

Auf der Straße der Hauptstadt eilte sprin-
gend ein noch junger Mensch. Seine Bewegungen
waren froh und munter, die Augen glänzten,
die Lippen schmunzelten, und angenehm war sein
rührend freundliches Gesicht gerüet.

Was hatte sich mit ihm ereignet? Wurde
ihm eine Erbschaft zuteil? Erhöhte man seinen
Rang? Ließ er zu einem Stellbchein? Oder ganz
einfach, hatte er gut gefrühstückt und jedes seiner
Glieder hüpfte nun vor Freude im Gefühl der
Gesundheit, im Gefühl der fatten Kräfte? Legte
man vielleicht schon das schöne, achteckige Kreuz
des Stanislausordens um seinen Hals?

Nein! Er erdichtete eine Verleumdung über
einen Bekannten, verbreitete sie sorgfältig, hörte
dieselbe Verleumdung aus dem Munde eines
anderen Bekannten und glaubte sie selbst.

O, wie zufrieden, wie gut sogar war in
dieser Minute dieser Liebe, vielversprechende,
junge Mensch!

Blüten der Technik.

Die Luftschrauben der Flugzeuge haben eine Tourenzahl von etwa 1400 Umdrehungen in der Minute.

Die Rüstener Brücke auf der Eisenbahnlinie Remscheid-Solingen ist die höchste Eisenbahnbrücke Deutschlands. Sie ist 107 Meter hoch und 500 Meter lang.

Kraftfahrzeuge gab es in Deutschland nach der am 1. Juli 1926 erfolgten Zählung 544.894, während die Zahl am 1. Juli 1925 nur 425.790 betrug.

Im Dom zu Vassan befindet sich die größte Orgelpfeife der Welt. Sie wiegt 6 1/2 Zentner, ist 11,30 Meter lang und hat 50 Zentimeter Durchmesser.

Die Quadratur des Kreises, von der man etwas hört, ist eine Unmöglichkeit. Der Ausdruck wird angewendet für etwas Unausführbares.

Kinos gab es in Deutschland im Jahre 1910: 1000 mit 200.000 Plätzen, 1919: 2836 mit 980.000 Plätzen, 1925: 3600 mit 1.275.000 Plätzen.

Für 15-20 Klaviere liefert ein einziger Elefantenzahn das Eisenblech zu den Tasten.

Eine Turmuhr in einer Mainzer Kirche ist seit 300 Jahren nur ein einziges Mal stehen geblieben.

Benjamin Franklin brachte im Jahre 1765 die erste Harmonika mit nach Paris. Sie bestand aus gläsernen Glöckern.

Die fünf höchsten Bauwerke der Welt sind: Eiffelturm Paris (300 Meter), Antennenturm von Rouen (250 Meter), Woolworths-Gebäude New York (240 Meter), Denkmal in Washington (175 Meter), Museum Turin (165 Meter).

Allerlei.

Wie die erste Zeder nach Europa kam. Die Zedern des Libanon, berühmt durch ihre Verwendung zum Bau des Salomonischen Tempels, sind in unseren Himmelsstrichen ziemlich selten, und bis vor 200 Jahren gab es überhaupt keinen einzigen Baum dieser Art in Europa. Auf eine romantische Weise ist die erste Zeder bei uns eingeführt worden. Es war der berühmte französische Botaniker Bernard de Jussieu, der bei einem Besuch Palästinas im Jahre 1737 von der Schönheit dieser Bäume so entzückt war, daß er beschloß, sie in seiner Heimat anzupflanzen. Er wählte ein kräftiges Bäumchen aus, und da er keinen geeigneten Topf zur Hand hatte, füllte er seinen Hut mit der Erde des Libanon, pflanzte die junge Zeder hinein und nahm sie mit. Reisen war damals noch nicht so einfach wie heute; sie gingen sehr langsam vonstatten, und das Schiff, auf dem der Botaniker heimreiste, wurde durch Stürme von seinem Kurs abgetrieben. Daß Trinkwasser wurde sehr spärlich, und Jussieu hätte die kostbare Pflanze nicht erhalten können, wenn er nicht seine kleine Tagesration mit der Zeder geteilt hätte. Durch diese Entbehrungen war er so geschwächt, daß er zusammenbrach, als das Schiff in Marseille ankam, aber der Baum lebte. Die Polizeibehörden wollten den merkwürdigen Baum im Hut nicht passieren lassen, denn sie glaubten, daß darin irgendwelche Kostbarkeiten versteckt sein könnten. Er sollte die Erde und den Baum aus dem Hut ausgraben. Aber

er kämpfte so hartnäckig für diese botanische Zerkeltel, daß man ihn schließlich mit dem Baum im Hut davonziehen ließ. Das Bäumchen wurde im Pariser Botanischen Garten eingepflanzt, wuchs zu einer stattlichen Höhe heran und wurde eine der großen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die Pariser Zeder hat ein ganzes Jahrhundert hindurch geblüht und ist der Stammvater von vielen anderen antopäischen Zedern geworden.

Allerlei Hausrezepte

Um Seidenstoffe zu prüfen auf etwaige Verwischung von Baumwolle, Leinen u. a., verbrenne man einige ausgezogene Fäden. Seidenfäden verbrennen nur schwer und verbreiten einen hornartigen Geruch; Baumwolle und Leinen verbrennen schnell und riechen wie versengt.

Löwenzahn gilt als guter, kureiniger Salat, solange die Blätter noch jung sind. Die Zubereitung ist dieselbe wie bei anderem Salat.

Teerflecke entfernt man von der Haut mit frischem Schmalz.

Messer und Gabeln behalten ihren Glanz und rosten nicht, wenn man, ehe sie für längere Zeit weggelegt werden, einen Tropfen Öl auf ihnen verteilt.

Alte Nägellöcher im Holz füllt man mit einem heißen Brei aus Sägemehl und Leim. Fest in die Föcher geschüttelt, wird er bald so hart wie das Holz.

Teppiche reinigt man nach gründlichem Klopfen und Bürsten mit Seifenwasser, in das ein Löffel Terpentin geschüttelt wurde.

Zinn- und Weißblechwaren rosten nicht, wenn sie vor dem Gebrauch gründlich eingeseilt und im Ofen gut durchgigt werden.

Beim Bürsten von Teppichen oder wollenen Decken verhindert man das Aufschlagen des Staubes, wenn feuchtes Zeitungspapier, in kleine Säbnige zerrissen, über den Teppich ausgestreut wird; die Säbnel fangen den Staub beim Bürsten auf.

Sämnigleder behält beim Waschen die Farbe, wenn im Wasser über Nacht Apfelsinenschalen eingeweicht wurden.

Weißer Seide seilt man niemals ein, sondern wäscht sie in einer Seifenlösung. Man fügt dem warmen Spülwasser wenige Tropfen blaue Tinte bei; das verhindert das Gelbwerden der Seide.

Kupferne Waschtessel reibe man nach der Wäsche, solange sie noch warm sind gründlich mit Seife ein; das verhindert das Patinieren. Die abgeweihte Seife kann dann bei der nächsten Wäsche zum Einweichen benützt werden.

Schnittblumen halten sich noch einmal so lange frisch, wenn in dem Wasser eine Aspirin-tablette aufgelöst wird.

Weiteres.

Englischer Humor.

„Barmherziger Gott!“, rief die Dame des Hauses besorgt, „wo ist denn das Telephon hingelommen?“ Woran Mary, der denkfbare Geist des Hauses antwortete: „Fran Brown fragte, ob sie das Telephon benutzen dürfe, und da habe ich ihr den Apparat geschickt. Aber es war eine Höllearbeit, das Ding von der Wand herunter zu bekommen!“

Der Buchmacher hatte nach einem Reigen einem Kunden den Gewinn in sechs neuen fünf Pfundnoten ausgehändigt. Der Mann hielt jeden

Schein gegen das Licht und wurde nicht fertig, die Noten eingehend und gewissenhaft zu prüfen. Dem Buchmacher wurde die Geschichte schließlich zu bunt, und er fragte ärgerlich: „Fürchten Sie denn, daß ich Ihnen falsches Geld anzuhalte?“ „Das nicht“, antwortete der andere, ohne sich stören zu lassen. „Ich will mich nur davon überzeugen, daß sich nicht etwa der Schein, den ich Ihnen vorhin gegeben habe, unter den sechs Noten befindet.“

„Mein Mann war stets ein Südspitz“, erklärte die Dame ihrem Besucher. „Als Kind wurde er von einem jähren Pferd umgerissen, ohne daß ihm was passiert wäre. Als Schüler brach er beim Schlittschuhlaufen ein, wurde aber gerettet; als junger Mann wurde er bei einer Bergbesteigung von einer Lawine fortgerissen, blieb aber wie durch ein Wunder unverletzt.“ Worauf der Besucher, ein eingefleischter Jagestolz, trocken bemerkte: „Und jetzt ist er schon zwanzig Jahre mit Ihnen verheiratet und ist noch immer lebendig.“

In einer Gesellschaft messen sich zwei Forschungsreisende im Rätseln. „Als ich kürzlich in Indien war, habe ich einen Stamm riesenhafter Menschen entdeckt. Durchschnittlich waren sie so groß, daß ich ihren Kopf nur berühren konnte, wenn sie sich auf die Knie niederließen!“ — „Das ist noch gar nichts“, versicherte der andere katebütig. „In Zentralafrika traf ich auf einen Negervamm; die Kerle waren so dunkel; um sie zu sehen, mußte ich ein Streichholz anstecken.“

Rätsel-Ges.

Silbenrätsel.

ai ar ahl den dur dei dürt en je jon heim i i lei li ma na naph ne ne now phin raf re ve ro staf ta ta tha to. Aus diesen Silben bilde man 12 Wörter folgender Bedeutung: 1. Bekannter deutscher Dichter. 2. Name eines ehemaligen russischen Herrschergeschlechts. 3. Weiblicher Vorname. 4. Gerät für den Kunstmaler. 5. Ort genannter englischer Politiker. 6. Stadt in der Rheinpfalz. 7. Stadt in Norddeutschland. 8. Gartengerät. 9. Alkoholisch, Flüssigkeit. 10. Delikt. 11. Sternbild. 12. Europäischer Staat. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter, nach einander von oben nach unten gelesen, ergeben ein merkwürdiges Sprichwort. (h = ein Buchstabe.)

Geographisches Rätsel.

1. Balkanstaat. 2. Deutscher Freistaat. 3. Afrikanischer Staat. 4. Dänische Kolonie. 5. Skandinavisches Reich. 6. Südamerikanischer Staat. 7. Ostseestaat. 8. Europäischer Staat. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Länder ergeben eine Stadt im Ruhrgebiet.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Jahaltreich: Wer nicht Wasser mag, den dürstet nicht.

Kreuzworträtsel: Wa g r e c h t: 1. Hund; 6. rar; 7. Ob; 8. he! 10. Kol; 12. Dorn; 15. Str; 17. Nr; 19. re; 20. nie; 22. Dora. — Senkrecht: 2. Ur; 3. nah; 4. drei; 5. Rom; 8. Rad; 11. Los; 13. Mir; 14. Wand; 16. Reb; 18. Mio; 21. er.